



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Pariser Brief. 2.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Pariser Brief.

2.

Der Kaiser sagte jüngst in einer vertraulichen Unterhaltung: „Wenn diese Nation einmal ernstlich die Freiheit verlangt, wird man sie ihr wol geben müssen, das fühle ich; wozu aber sich Verlegenheiten bereiten (se créer des embarras), so lange es auch so geht.“ Dieser Ausspruch scheint zu beweisen, daß Napoleon zuweilen über das nachdenkt, was wie dumpfes Getöse des Meeres durch die von seinen Höflingen um den Thron gebildeten Mauern aus der öffentlichen Meinung bis zu ihm dringt. Louis Napoleon hat weder seine Jahre des Exils noch seine Schriften ganz vergessen und er unterscheidet sich hierin von Ludwig Philipp, der das Beste gethan zu haben glaubte und ein Mehr von Freiheit, als die Nation damals besaß, für etwas nicht bloß der Regierung, sondern jener Schädliches hielt. Ob der gegenwärtige Regent von Frankreich sich keiner all zu großen Täuschung hingibt, wenn er sich einbildet, wie ein Locomotivführer im ersten Augenblick die Hand auf die Ventile geben zu können, ob er den inneren Widerspruch der Freiheit mit dem bonapartistischen Wesen erwägend, so recht aus dem Herzen gethan und aufrichtig gemeint habe, das mag dahin gestellt bleiben. Meine Gedanken führen mich auf keine Untersuchung dieses Punktes und es sollte bloß erwähnt werden, daß im Kaiser manches vorgehe, wovon seine Höflinge und auch seine Minister keine Ahnung haben. Ob das bloße Reime sind, bloß vorübergehende Regungen, die durch sein Gemüth ziehen, das mag unberücksichtigt bleiben, aber was eben jetzt vorgeht, ist geeignet, mich an den obigen Ausspruch zu erinnern. Seit sechs Monaten schien der Hof, oder besser gesagt, das Staatsoberhaupt von den Geschäften sich zurückgezogen zu haben, um mit etwas Genialität über die äußerliche Beobachtung von Pflichten, auf die in Frankreich oft mehr gegeben wird, als auf das Wesen derselben, hinauszugehen. Schon seit längerer Zeit machten sich Stimmen vernehmlich gegen diese villaggiaturende Weise der Regierung, und als der Hof in Compiègne, die auswärtigen und inneren Schwierigkeiten der Situation übersehend, sich zu sehr mit Privatunterhaltung zu befassen schien, hat die Protestation des Landes einen drohenden Ton angenommen. Louis Napoleon läßt sich das gesagt sein und die Reise von Fontainebleau unterbleibt, obgleich in seiner unmittelbaren Hofumgebung man es vorgezogen hätte, die Meinung des Landes zu ignoriren. Ich schließe daraus, daß, wenn Frankreich genug Energie hätte und genug Ausdauer, sich auch nur der geringen Waffen zu bedienen, die ihm zum Kampfe übrig geblieben sind, die Dinge sich anders wenden müßten. Es war das Kunststück der gegenwärtigen Regierung, die geistigen und moralischen Kräfte der Nation nach einer andern Seite hinzulenken, und was wir seit dem Staatsstreich hier erleben, ist wie eine Drainirung vom politischen Gebiete auf das industrielle. Die Complicationen, welche den Sinn des Herrschers gegenwärtig mit so viel Sorge erfüllen, rühren zum Theil von Uebertreibung eben dieses Kunststückchens her, denn nicht ungestraft wird der Dämon des Egoismus und des Eigennuzes einer ganzen Nation so systematisch wach gehalten; die Politik der napoleonischen Regierung hat zwei gesonderte Strömungen zu Tage gefördert. Alles was mate-

rielle Interessen von weit oder nahe berührt, wird mit dem gegenwärtigen Systeme in Verbindung gebracht, und wo diese aufhören, gehen die Gedanken der Nation, sind die Hoffnungen des Volkes auf eine Umgestaltung gerichtet, die über den Napoleonismus hinausreichen. So wie also das Rad, welches durch die Kunstfertigkeit Napoleons bisher in raschem Schwünge sich bewegte, einen Augenblick stille zu stehen droht, ist die Gefahr des Neuesten vorhanden. Darum wäre es auch vermessen, den umstürzenden Ereignissen, die gewiß eintreten werden, einen Termin setzen zu wollen; die politische Entwicklung geht ihren eignen unterirdischen Weg, ganz abgesehen von den geheimen Gesellschaften, welche sich noch immer über das ganze Land verzweigen, und was an der Oberfläche vorgeht, gibt keinen Maßstab für das, was da kommen kann. Die Republik in Frankreich scheiterte auch daran, daß sie sich keine Rechenschaft zu geben wußte von dem, was im Herzen der Massen vorging. Der Staatsstreich ist gelungen, weil Louis Napoleon dies gefühlt hatte und weil er sich den rechten Stützpunkt in den historischen Erinnerungen und Gefühlen der großen Mehrheit der Nation gewählt hat.

Der jüngst verstorbene Herzog von Broglie sagte vom gegenwärtigen Regime: „Wir haben, was die Volksklassen wünschen und was das Bürgerthum verdient.“ Dieser Ausspruch, gewiß wahr zur Zeit, als ihn sein Urheber gethan, hört allmählig auf es zu sein, denn auch aus den Tiefen der Volksschichten hervor fangen sich Bestrebungen an geltend zu machen, die da beweisen, daß Louis Napoleon wol des Beginnens sich bewußt war, aber über die Ausgangspunkte nicht die nothwendige Klarheit besaß.

Die socialistischen Tendenzen, welche die Regierung als Gegengift für die Freiheit dem Volke gegenüber von der republikanischen Linken entlehnte, mußten entstellt werden durch den Zweck, den man erreichen gewollt, wie durch die Mittel, mit welchen sie ihre Ausführung gefunden. Die Regierung mußte sich der Bourgeoisie bedienen, um von dieser nach unten zu gelangen. Man dehnte den Schwindel und die übertriebene Speculation, welche unter Ludwig Philipp in einem beschränkten Kreise, man möchte sagen, in der censusbevorzugten Classe sich bewegt hatte, ins Unendliche aus, und es wurden die soliden Ideen von Arbeit und Emporkommen, die in diesem Lande noch so feste Wurzel faßten, völlig erschüttert. Nicht bloß das Arbeiterthum sah sich mit in den Strudel hineingerissen, der Krebschaden packte auch die Bevölkerung des flachen Landes an. Während z. B. der Bauer, der Pächter, der kleine Landbesitzer bisher kein anderes Streben kannte, als durch mühselige Arbeit, durch Fleiß und durch Sparsamkeit sein Eigenthum zu vergrößern, stand plötzlich die Fata Morgana der Speculation mit ihren täuschenden Nebelbildern vor ihm und das Capital sah sich nach und nach der Bodenbearbeitung entrückt und in die Chancen der gewagten industriellen Combinationen gezogen. Das Glück der ganzen Nation findet sich gewissermaßen auf einen Würfel gesetzt, und alle Hoffnungen, alle Aussichten, alle Wünsche wie alle Bestrebungen gewaltsam nach einem Punkte hingetrieben. Eine Katastrophe an der Börse berührt die Interessen gegenwärtig viel unmittelbarer und viel allgemeiner denn je. Für die Stadt und namentlich für Paris ist der Umschlag in den Erwerbsgewohnheiten ein noch empfindlicherer geworden. Hier, wo das Emporkommen obscurer Leute zahlreicher und in die Augen fallender gewesen, mußte auch das Beispiel viel verführerischer

wirken. Die Wände des Börsentempels wurden zu enge, um all die Gewinn- und Habfüchtigen zu fassen, die sich mit an die Tafel des freigebigen Zufalls setzen wollten.

Keine Regierung hat dem Communismus so in die Hände gearbeitet als die von Napoleon III. durch diese übertriebene Accentuirung der Agiotage. Der Spieler rechnet auf Gewinn und von den bestimmten Ansprüchen, die man an den Zufall stellt, zur Gütertheilung d. h. Aneignung fremden Gutes ist kein so großer Schritt, als man glauben möchte. Eine ebenso gefährliche Erscheinung wie das einseitige Streben nach Gewinn ist aber das Umsichgreifen des Luxus, das mit einem vom Zufalle abhängigen Lebensunterhalte organisch zusammenhängt. Sparsamkeit geht selten Hand in Hand mit einem durch plötzlichen Gewinn mit verhältnißmäßig leichter Mühe erworbenen Vermögen. Das Sprichwort „wie gewonnen so zerronnen“ hat einen tiefen Sinn und mühte sich unter Umständen, wie die französischen, noch ganz besonders bewähren. Wenn das ganze Staatsgebäude auf so unsicheren Grundlagen ruht, wie dies in Frankreich der Fall ist, dann ist nur zu viel Drang vorhanden, sich des vergänglichsten Augenblickes zu erfreuen und alle diese Leute mit den goldtrogenden Taschen gleichen dem Manne in dem Märchen, der da jeden Augenblick zu befürchten hat, daß der Spul seines Reichthums durch einen Hauch des Zauberers, der ihn geschaffen, verschwindet. Der Verbrauch hat sich daher in Paris ins Unendliche gesteigert und trotz der vielen unerwarteten Verdienste, die wie Danaeregen auf die Getreuen des Regimes von Zeit zu Zeit herabfielen, sind doch nur wenige im Stande, den Anforderungen des Luxus in allen Stücken zu genügen, und das Leben der meisten beschränkt sich daher auf eine ohnmächtige Ostentation, auf einen leeren Schein und die armen Leute vergeuden ihr Lebensglück, schänden sich und den Ihren die Zukunft, um für reich zu gelten. Es ist also nicht einmal rechte Sinneslust, wie sie den Römern nachgesagt werden kann, die dieses Volk treibt: es ist Eitelkeit, lächerliche Eitelkeit. Man bringt die ungeheuersten Opfer, man verzichtet auf Ruhe, auf Selbstständigkeit, auf trauliches Familienleben, auf Behäbigkeit, alles nur um als gepuztes Schauspiel an einer gaffenden, gleichgiltigen Menge vorüberziehen zu können. Ein Blick auf die modernen Haushaltungen von Paris gibt die Ueberzeugung von der Wahrheit dieses Ausspruches, aber das ist ein zu wichtiges Capitel im Leben des heutigen Frankreich, um nur so nebenbei behandelt zu werden, das verdient eine besondere Ausführung.

Was heute angedeutet werden sollte, das ist, wie in Frankreich die Unzufriedenheit anfängt, nicht bloß alle Classen zu ergreifen, sondern daß sie, und das hat seine große Wichtigkeit, außerhalb der politischen Interessen in denselben Erscheinungen ihren Grund hat, welche bisher die Ursache des beispiellosen Erfolges dieser Regierung gewesen sind. Dieses System hat sich selbst zur unaufhörlichen Beweglichkeit des ewigen Juden verdammt und es kann ohne die größte Gefahr für seine Existenz keinen Augenblick stille stehen. Gern möchte man die allzugespannten Saiten um einen Ton niedriger stimmen. Man hat es versucht und versucht es noch, weiteren Unternehmungen Einhalt zu thun, aber in diesem Beginnen liegt eben die Gefahr, die Katastrophe selbst herbeizuführen, die auf natürlichem Wege

jedenfalls viel später eingetroffen wäre. Dies sind die großen Schwierigkeiten, welche die Regierung zu beseitigen hat und diese Schwierigkeiten erklären, daß auch die auswärtige Politik des Kaisers, die bisher in einer folgerichtigen Reihe von vorausbedachten Maßnahmen ihren Ausdruck fand, unsicher und schwankend geworden ist, und wie sprungweise vorgeht. Noch sind die Früchte des opferreichen Krieges gegen den mächtigen Feind Europas im Norden nicht eingebracht, noch haben die Wunden dieses Landes sich nicht geschlossen und schon steigen vor unserm Gemüthe die Bilder neuer Kämpfe auf, die wol wieder verschwinden, friedlichen Erscheinungen Platz machen, aber auch diese weichen wieder Befürchtungen vor einer, wenn auch nicht zu nahen Zukunft.

Es mögen sich die Dinge wenden wie immer, die Erschütterung der europäischen Beziehungen, die wir jetzt erlebt haben und der Abstand in der Stellung, die Louis Napoleon gegenwärtig einnimmt, von jener, die er sich zur Zeit des Friedenschlusses errungen hatte, ist zu groß, um die Angst auf der einen, den Argwohn auf der andern Seite je ganz beseitigen zu können. Es sind die inneren Verhältnisse, die Louis Napoleon gegenwärtig zur Nachgiebigkeit und zur Wiederanknüpfung der ehemaligen Freundschaftsverhältnisse mit England zwingen und darum ist es auch natürlich, daß der Kaiser seine Aufmerksamkeit vorzüglich diesen zuwendet, aber es ist ebenso wahrscheinlich, daß er, wenn es ihm gelingt, dieser Gelegenheit noch einmal Herr zu werden, sich des Zwanges erinnern werde, dem er sich gegenwärtig fügt. Bleibt es beim Bündnisse mit England, dann wird Europa nach einer andern Seite hin ebenso überraschende Ereignisse erleben, als der Krieg gegen Rußland plötzlich unsere friedgewohnte Zeit aufrastete. Man hat in Zeitungen davon gesprochen, und es ist wahr, daß Louis Napoleon schon zur Zeit der Anwesenheit des Königs von Sardinien in Paris an Eventualitäten einer kommenden Zeit gedacht habe. „Beeilen Sie sich ja nicht, mein Bruder“, soll Napoleon zu Victor Emmanuel gesagt haben, „Ihr Heer zu entlassen. Thun sie nicht mehr als nothwendig ist, um den Finanzen Ihres Staates die unerläßliche Erleichterung zu verschaffen. Verzichteten Sie in keinem Falle auf die Möglichkeit, kriegsgeübte Scharen schnell um sich versammeln zu können. Zwar sehe ich für die nächste Zeit nichts am Horizonte, was zu besonderer Vorsicht einladen möchte; denn wir haben vorläufig die einen wie die andern genug damit zu thun, unsere Wunden vernarben zu lassen. Aber in achtzehn Monaten z. B. oder in zwei Jahren kann sich vieles geändert haben und wieder ein Ruf erschallen, der uns bestimmt, das Schwert aus der Scheide zu ziehen.“

Napoleon III. ist in der That über und über damit beschäftigt, die Wunden seines Volkes zu verbinden und er wird viel damit zu thun haben. Wird es auch gelingen und wird nach der Allöpathie der Finanzmänner und Diplomaten nicht die Homöopathie des Krieges zu Hilfe gerufen werden müssen?

Aus Konstantinopel am 7. November. — Wenn ich Ihnen heute ausnahmsweise im Gegensatz zu geschlossenen Aufsätzen einen konstantinopeler Brief sende, so denke ich damit Ihnen gleichwol nicht lästig zu fallen. Beweggrund für mich, über die hiesigen Verhältnisse und Zustände im Allgemeinen zu schreiben, ist mir der

in Hinsicht auf die Besetzung des Bezieratpostens eingetretene Wechsel. Wie Sie seit langem bereits durch den Telegraphen wissen werden, ist in den Abendstunden des 31. Octobers der seitherige Sadir Asam (Großvezier) der hohen Pforte, Ali Pascha, seines Amtes entsetzt worden, und Reschid Pascha an seine Stelle berufen. Erschüttert war die Stellung des Ersteren schon seit Monaten, man kann sagen seit Ende Mai, wo man hier zuerst anfang von bevorstehenden Veränderungen im Cabinet zu reden, aber bei der eigenthümlichen Art, in welcher hier französischer und britischer Einfluß, mit Hilfe von Seitengewichten, welche Oestreich einlegt, sich in der Schwebe hielten, konnte man einigermaßen in Zweifel darüber sein, ob der von dem englischen Gesandten unterstützte Reschid seinen Eintritt ins Cabinet durch den Sturz des Großveziers selbst, oder durch eine Ausdrängung Ruad Paschas bewirken werde. Es ist, wie nun ganz Europa weiß, das Erstere geschehen und zwar zum nicht geringen Troß der britischen Diplomatie. Der edle Lord, welcher in Therapia im englischen Hause residirt, wird dereinst auf diese letzten Tage wie auf seine größten, im Orient errungenen politischen Siege zurückschauen. Ob dem britischen Interesse in demselben Maße mit den von ihm durchgesetzten Maßregeln gedient sein wird, ist eine andere Frage. Reschid Pascha ist, wenn auch unter den türkischen Diplomaten derjenige, welcher die längste und an Erinnerungen reichste Carrière hinter sich hat, dochungeachtet kaum die geeignete Person, um auf eine lange Dauer und ohne mit der großen und starken sogenannten alttürkischen Partei zu brechen, sich an der Spitze der Geschäfte zu halten. Im Volke ist sein Name gradezu gehaßt, vielleicht mehr wie der irgend eines anderen Großen, und was der Sultan, wenn er sein Reich von ihm leiten läßt, an Innigkeit des Verhältnisses zu dem hiesigen ältesten Repräsentanten Europas gewinnt, verliert er offenbar in Ansehung seiner Popularität beim osmanischen Volk. Reschid Pascha, sagt der gemeine Mann, ist ein Schetann, ein Teufel, und wenn auch dieser üble Ruf zum großen Theil ein unverdienter und das Werk seiner Feinde ist, darf man dennoch nicht vergessen, daß sich Vorurtheile der Art nur schwer ausrotten lassen, selbst durch eine Reihe von glänzenden Thaten, wenn sie einmal unter den Massen um sich gegriffen haben. Außerdem ist die Situation nicht der Art, um viel Hoffnung zu machen, daß die bevorstehende Regierungsperiode des neuen Großveziers eine besonders glänzende sein werde. Ohne seinem Vorgänger Ali Pascha die Schuld davon beimessen zu wollen, ist es doch nicht zu leugnen, daß der osmanische Staat im jetzigen Augenblick sich in einer ganz besonders precären Lage befindet. Die Reformen sind decretirt, aber beinahe mangelt die nothwendige Lebenskraft zu ihrer Durchführung. Im Besondern scheint das Finanzwesen sich in einer tiefen Berrüttung zu befinden, wie reich auch an und für sich immerhin die Hilfsmittel des Staates sind. Es fehlt leider an den Mitteln, sie verwendbar zu machen. Wenn Reschid Pascha in diese mehr und mehr, wenn nicht zu einer Katastrophe, so mindestens doch zu einer sehr ernsten und schwierigen Krisis drängenden Verhältnisse umgestaltend eingreifen will, wird er es auf sich nehmen müssen, eine Anleihe abzuschließen, deren Gesammtbelauf vor einigen Monaten schon auf fünf Millionen Liv. Sterling abgeschätzt wurde, und in deren Veranschlagung man seitdem noch höher hinaufgegangen zu sein scheint. Es wäre das ein Schritt, der, wie nothwendig er immerhin auch sein

mag, dennoch in der Regel nicht beliebt macht, und den namentlich der jetzige Großvezier in etwas zu scheuen hat, indem, mit oder ohne Grund weiß ich nicht, im Volke über ihn die Sage im Umlauf ist, daß er mit Staatsgeldern verschwenderisch, und allermindestens nicht sorgsam umzugehen gewohnt sei. Auf der Basis dieser bedeutenden Anleihe wäre dann die Errichtung einer Bank zu bewirken, deren Hauptzweck es wiederum sein würde, der tief unter ihren Nennwerth gesunkenen türkischen Papiervaluta wieder aufzuhelfen. Alle diese Werke würden in ihrer Wirkung nur von sehr zeitweiliger und vorübergehender Natur sein, wenn nicht eine gründliche Reform der ganzen Administration des Staates, im Besonderen die Einführung eines Regulativs in Hinsicht auf die Erhebung und Ausgabe der Staatsgelder, damit der Verschleuderung und dem Unterschleife abgeholfen werde, ihnen Bestand verleiht. Hierzu nun aber, fürchte ich, wird Reschid nicht der Mann sein, und ich möchte es nicht übernehmen, den zu bezeichnen, der es hier wäre. Diese die Lebensquellen des Staats angehenden Reformen sind gleichwol die dringendst nothwendigen; nicht daß damit gesagt werden sollte, die Consequenzen ihrer Einführung könnten in irgend einer Weise für seine Existenz bedrohlich werden; im Gegensatz dazu haben orientalische Reiche wie dieses eine viel zu zähe Lebenskraft; aber das Eine ist gewiß, daß es mit der Durchführung der im bekannten Fat humayun vom 18. Februar befohlenen Reformen äußerst bedenklich stehen würde, wenn nach wie vor das Geldwesen in seiner tiefen Zerrüttung verbliebe.

Wie nicht anders erwartet werden kann, hat der Krieg die erst seit einer so kurzen Zeit functionirende Staatsmaschine in mehr als einer Hinsicht alterirt. Diese Schäden sind auszubessern, und die Lücken zu ergänzen. Man hat aus den drei Campagnen, von denen die türkische Armee zwei an der Donau und eine in Innerasien bestand, wie vom anatolischen Kriegstheater am Schluß des großen Kampfes nur noch die Reste der einst auf ziemlich dreimalhunderttausend Mann geschätzten Armee zurückgenommen; alles in allem vielleicht nicht mehr wie 80,000 Mann. Um wieder auf den alten Stand gebracht zu werden, müßten ausgedehnte Recrutirungen vorgenommen werden; außerdem wäre in Betracht zu ziehen, daß der Krieg die sogenannte sechste Ordu oder das Armeecorps von Iran (Bagdad) unorganisirt vorfand, und daß das Werk der Formation nun nach sicher gestelltem Frieden, wenn die Armee nicht ein unvollendetes Werk bleiben soll, nothwendig fortgesetzt werden muß. Zu einer näheren Heranziehung Aegyptens an die Centralgewalt in Stambul mag der Augenblick zwar grade sehr ungünstig sein, aber dennoch wird der Denker der osmanischen Geschichte diesen Punkt als einen hauptsächlich und wichtigen unverwandt im Auge zu behalten haben. Aegypten kann in gewissem Sinne als ein Compliment der asiatischen und europäischen Türkei angesehen werden. Diese Länder im Allgemeinen ergänzen sich gegenseitig in allem, und sind mindestens auf der Culturstufe von heute etwas eng Zusammengehöriges, was nicht auseinander geschnitten werden kann.

Die türkische Marine nimmt in jedem Jahre sehr bedeutende Summen in Anspruch, die sich muthmaßlich um das Dreifache höher belaufen, als der bekannte Publicist Herr Ubicini sie abschätzt. (Er rechnet nur 37½ Millionen Piaster, oder nach jezigem Course etwa zwei Millionen Thaler.) In dieser Hinsicht erinnere

ich mich schon früher meine Ansicht gegen Sie ausgesprochen zu haben. Es ist meiner Meinung nach durchaus nicht abzusehen, welchen Nutzen für den Staat eine große türkische Seemacht bringen kann. Die Osmanli sind der meisten Seemannseigenschaften baar und ledig, und es würde unter allen Umständen ein nicht zu rechtfertigendes Wagerück sein, wenn man bei wieder vorkommenden Feindseligkeiten zwischen Rußland und der Pforte eine osmanische Escadre in derselben Weise exponiren wollte, wie dies vor drei Jahren bei Sinope geschehen. In einen späteren rangirten Kampf auf offenem Meere wider den Feind ist nicht zu denken. Mir scheint es darum durchaus ungerechtfertigt, wenn die Pforte fortfährt, eine Anzahl schwerer Linienischeiffe zu unterhalten, und außerdem auf eine Vermehrung dieser schwerfälligen Kolosse denkt, die nur für den Kampf in rangirter Linie von ihren unermesslichen Kosten entsprechendem Werthe sind. Eben jetzt liegen sechs dieser Fahrzeuge im Hafen oder dem goldenen Horn. Um wie viel zweckmäßiger würde es sein, wenn man an Statt ihrer ebensovielen große, geräumige Dampfschiffe besäße, die im Frieden dazu dienen möchten, den Dienst zwischen den am Meere gelegenen Hauptpunkten des Reichs zu versehen, und beim ausbrechenden Kriege ein Hilfsmittel mehr wären, um eine schnelle Concentrirung der Armee auf den bedrohten Punkten zu bewirken. Die Schiffe dieser letzteren Gattung, welche die hiesige Regierung besitzt, sind, wenn auch an und für sich von recht gutem Bau, dennoch im letzten Kriege, in welchem sie vielfach verwendet wurden, dermaßen mitgenommen worden, daß nicht viel mehr auf ihre ferneren Dienste zu rechnen ist. Was ich hiermit andeuten wollte, ist im Kurzen dies, daß zu den vorzunehmenden Reformen auch eine in Hinsicht auf das Material durchaus anders gestaltete Marine, mit anderen Worten die Schaffung einer großen Escadre leichter und mittelschwerer Dampfer gehört, daß aber nach dem, was bis jetzt im hiesigen Arsenal wahrzunehmen ist, man ziemlich weit davon entfernt scheint, die eben entwickelten Grundsätze auch nur in nähere Betrachtung zu ziehen.

Im hiesigen Publicum will man in Bezug auf die Pläne der britischen Politik der Ernennung Reschid Paschas zum Großvezier noch eine andere Bedeutung wie die, daß es dem Glauben der Reformen sei, beimessen, und zwar bringt man die ganze Ministerialveränderung zunächst in eine enge Beziehung zur persischen Frage. In letzterer Hinsicht erzählt man sich hier von einem abgeschlossenen oder mindestens dem Abschlusse nahen Bündniß zwischen der Pforte und England, behufs gemeinsamen Agirens gegen den Schah. Wenn die Sache nicht an einer gewissen innern Unwahrscheinlichkeit litte, könnte man die Vermuthung an und für sich so fehlgegriffen nicht nennen. Thatsache ist es, daß, sofern es der britischen Politik nicht nur um eine Demonstration wider Persien, sondern um einen entscheidenden Schlag gegen dasselbe zu thun ist, dieser nicht besser und nachdrücklicher wie von der türkischen Grenze hergeführt werden kann. Auch hat das Gerücht durchaus richtig gerathen, wenn es in dieser Hinsicht auf zwei vorzugsweise nuzbare Angriffslinien hinweist, auf die von Bagdad her wider Ispahan, und auf die andere von Erzerum über Tabris auf Teheran. Nichtsdestoweniger scheint es eine Errundung zu sein, wenn es neulich hieß, es seien fünf Bataillone vom Armeecorps

von Arabistan, welche aus den Kriegszeiten hier und in der Umgegend zurückgeblieben sein sollten, nach Trapezunt eingeschifft worden. Dagegen wird halbamtlich und zwar in dem eben erschienenen Journal de Constantinople die Nachricht bestätigt, daß das eben genannte Armeecorps von Arabistan auf den Kriegssatz d. h. auf einen Bestand von 25—30,000 Mann erhoben werden soll. Wenn irgend ein Umstand, so könnte dieser dafür sprechen, daß man gegen Persien thatsächlich etwas im Schilde führt; denn es ist einleuchtend, daß sich eine größere türkische Streitmacht, für den Angriff von Bagdad her, am zweckmäßigsten in Syrien concentrirt, und zwar, weil sie von hier aus sehr leicht den Euphrat gewinnen und auf diesem Strom durch Dampfer ohne bedeutende Mühe in das Herz von Mesopotamien geführt werden kann.

Da ich hier einmal von Syrien und dem Euphrat rede, will ich zugleich die neuesten Nachrichten über das Ergebniß der unter der Leitung des Generals Thesney in der bekannten Eisenbahnangelegenheit angestellten Localuntersuchungen hier mit einflechten. Man kann die ersten Aufnahmen behufs Feststellung des Projectes, wie es heißt, nunmehr als vollendet ansehen. Mindestens befindet sich der Chef-Ingenieur der Bahn, Sir John Mac-Neil, bereits auf dem Wege nach England, um dort seinen Rapport abzustatten, und der am letztvergangenen Sonnabend auf dem Tromboli angekommene General Thesney steht im Begriff, mit dem Transimatrath noch seine letzten Verabredungen über die rücksichtlich des Baues von der türkischen Regierung zu übernehmenden Verpflichtungen zu treffen. So viel verlautet, wird man darauf verzichten, Seleucia zum Ausgangspunkt der Bahn zu machen. Als Grund für die geänderte Disposition gibt man zunächst an, daß der dortige Hafen nur mit ungeheuren Kosten in einen brauchbaren Zustand zu setzen sein werde, und außerdem, wenn man von dem besagten Punkte ausginge, die Terrainschwierigkeiten nicht unerheblich bedeutender wären, wie bei einem Beginn in der Nähe der Mündung des Drontes. Hier nun eben will man auch einen recht brauchbaren Ankergrund aufgefunden und durch Messungen evident festgestellt haben, daß nur ein kurzer Molo nothwendig sei, um denselben in einen guten und geräumigen Hafen umzuwandeln. Leider lassen mich meine Karten bei einer versuchten Ermittlung der betreffenden Dertlichkeit im Stich.

Die Rückkunft Thesneys mit dem Entwurf zu einem der folgenreichsten Unternehmungen britischer Industrie, traf mit einer Feierlichkeit zusammen, durch welche England in anderer Weise einen Triumph feierte. Der Sultan nahm am letzten Sonnabend die Investitur des Hofenbandordens, und zwar in seinem Palais von Dolma Bagdsche an. Ihnen eine Beschreibung der Ceremonie aus den hier erscheinenden Journalen zu geben, werden Sie mir gern ersparen, und ich glaube außerdem Ihren Lesern einen Dienst damit zu erweisen, wenn ich darüber schweige. Das Nähere werden die Zeitungen nicht unterlassen haben, darüber zu bringen. Einigermassen seltsam nahmen sich die Hofequipagen aus, in denen Lord Stratford und sein Gefolge aus dem britischen Gesandtschaftshotel abgeholt wurden. Die türkischen Lakaien in ihren von Gold strotzenden Jacken schienen sich nicht recht in ihre Rollen des Pferdelenkers und Hintenaufstehens schicken zu können. Während ich Ihnen schreibe, brauset einer jener heftigen Stürme über Stambul

hin, wie ich deren im Laufe meiner frühern Correspondenz Ihnen schon zu öftern Malen beschrieben. Es steht zu erwarten, daß derselbe auf den benachbarten Meeren vieles Unheil anrichtete.

Populäre Literatur. — Wir fassen unter dieser Bezeichnung eine Reihe nützlicher, für das größere Publicum berechneter Schriften zusammen, müssen uns aber damit begnügen, einfach auf sie hinzuweisen. Den Preis verdienen die beiden Schriften: Volksbibliothek der Länder- und Völkerkunde, oder geographische Haus- und Lesebücher für Jung und Alt, von Steinhard (1. Bd. Deutschland und sein Volk), Gotha, H. Schenke; und: Norddeutsche Freiheits- und Heldenkämpfe zur Kenntniß deutschen Lebens und zur Beförderung vaterländischen Sinnes, von J. Kröger (3. Bd.), Leipzig, Brandstetter. — An sie schließt sich: Geschichte der Pädagogik von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Ein Handbuch für Geistliche und Lehrer beider christlichen Confessionen von Friedrich Körner, Oberlehrer an der Realschule zu Halle. Zweite Auflage. Leipzig, Costenoble. Ferner: Classischer Hausschatz der Poesie des römischen und griechischen Alterthums, in zahlreichen wohlgeordneten Auszügen und Musterstellen seiner besten Dichter, mit biographisch-historisch-kritischen Erläuterungen für alle Gebildete deutscher Nation bearbeitet von Dr. D. L. B. Wolff, weiland ordentlichem Professor an der Universität zu Jena. 2 Bde. (in Leinwand gebunden 1 Thlr. 24 Sgr.). Wurzen, Verlagscomtoir. Endlich das Buch der Welt, ein Inbegriff des Wissenswürdigsten und Unterhaltendsten aus den Gebieten der Naturgeschichte, Naturlehre, Länder- und Völkerkunde, Weltgeschichte, Götterlehre etc. Mit vielen colorirten und schwarzen Abbildungen. Stuttgart, Hoffmannsche Verlagsbuchhandlung. Das letztere Buch ist für die Jugend eingerichtet und seines zweckmäßig ausgewählten Inhalts wie seiner Ausstattung wegen als Weihnachtsgeschenk zu empfehlen.

Velletristische Neuigkeiten. — Das pariser Bilderbuch von Julius Rodenberg schildert die Zustände des Jahres 1855 vom Standpunkt eines gemüthvollen Lyrikers (Braunschweig, Vieweg und Sohn). — Ein neuer Roman von Levin Schücking: die Sphinx (Leipzig, Brockhaus), der im Uebrigen das Talent des bekannten Erzählers nicht vermissen läßt, hat uns durch die höchst gewagten sittlichen Voraussetzungen in Erstaunen gesetzt. Ein Ehepaar, das ein Jahr lang zusammenlebt, ohne daß der eine Theil auch nur den wirklichen Namen des andern, geschweige denn dessen Geschichte kennt, das ist dem guten Willen der Leser denn doch zuviel zugemuthet. — Die Chronik der Sperlingsgasse herausgegeben von Jacob Corvinus (Berlin, Wage). Der Verfasser hat sich davor zu hüten, daß seine zuweilen ganz glücklichen humoristischen Einfälle nicht zur Manier verknöchern. — Die beiden Sträflinge. Australischer Roman von Friedrich Gerstäcker. 3 Bde. Leipzig, Costenoble. — Der kleine Wallfischfänger. Erzählung für die Jugend von Friedrich Gerstäcker. Leipzig, Costenoble. In beiden Schriften finden wir die lebhafteste Schilderung, den scharfen Blick für die Natur und die Gemüthlichkeit, welche den lebenswürdigen Weltumsegler charakterisiren, in vollem Maße wieder; wir freuen uns an den hellen und naturgetreuen Farben des Einzelnen, und lassen die Forderungen, die man sonst an die künstlerische

Composition zu stellen berechtigt ist, gern bei Seite. — Gedichte von H. W. Longfellow. Deutsch von Alexander Reidhardt. Darmstadt, Leske. — Die Gedichte sind wenigstens theilweise werth, übersetzt zu werden; mehr als die der meisten gleichzeitigen Dichter aus der Schule Shelleys, und der Uebersetzer ist, einzelne starke Härten ausgenommen, seinem Gegenstand gerecht geworden. — Kränze aus dem böhmischen Dichtergarten. Von J. Wenzig. Leipzig, Wiedemann. — Die Sammlung enthält die Sonette von Johann Kollar (geb. 1793, gest. 1852) (Tochter der Nawa) und ausgewählte Dichtungen von Ladislav Cesakowsky (geb. 1797, gest. 1852): beide bekanntlich die gefeierten Helden der neuslawischen Poesie. Der Uebersetzer hat seine Aufgabe geschickt gelöst, von den Dichtungen scheinen, so weit man aus der Uebersetzung beurtheilen kann, diejenigen den Preis zu verdienen, die sich am genauesten dem alten Volkslied anschließen; wenigstens sind sie für uns am interessantesten, denn an Sonetten, Oden, Elegien u. s. w. haben wir auch keinen Mangel.

Die Präsidentenwahl in Nordamerika. — An dem endlichen Ausfall der Wahl konnte man nicht wohl zweifeln, und doch kann man sich bei dem wirklichen Eintritt des lange erwarteten Ereignisses einer gewissen Beklemmung nicht erwehren. Auf vier Jahre ist nun dieser wichtigen Republik wieder eine Bahn vorgezeichnet, die nach dem Urtheil aller Besonnenen zum Verderben führt. Auf der einen Seite immer weitere Ausdehnung der Sklaverei über den Boden der Vereinigten Staaten, und Unterstützung jener an Zahl weit zurückstehenden, aber entschlossenen und gewalthätigen Partei der südlichen Sklavenhalter, welche bis jetzt die Union terrorisirt; auf der andern Fortsetzung jener Eroberungs- oder Annexationspolitik, die endlich Nordamerika in die europäischen Verwicklungen hineinziehen muß. — Indes schwinden bei näherem Zusehn die Bedenken beträchtlich. Buchanan, obgleich abhängig von der demokratischen Partei, ist doch kein heißblütiger Pierce; man kann von ihm nicht annehmen, daß er die Ereignisse überstürzen wird, und dann zwingt gerade die vorliegende Wahl jeden besonnenen Demokraten zur ernsthaftesten Ueberlegung. Die südlichen Sklavenstaaten sind ganz einig gewesen, dagegen hat in den nördlichen Fremont eine so überwiegende Majorität erlangt, daß man sieht, diese Angelegenheit ist wirklich Herzenssache geworden. Man bedenke, daß die Partei noch ganz jung ist; die Whigs sind völlig zerfallen, und die „Republikaner“ wird die augenblickliche Niederlage nur noch heftiger erregen. Wird aber der Norden in dieser Frage einig, so muß die aus zufälligen Combinationen hervorgegangene demokratische Staatsregierung ganz ernsthaft die Möglichkeit einer Trennung ins Auge fassen. Für die Demokraten der nördlichen Staaten wäre das der Todesstoß, und der Süden ginge einer beispiellosen Verwilderung, vielleicht dem völligen Ruin entgegen. Der neue Präsident wird sehr bald, da die Kansasfrage officiell noch nicht erledigt ist, Gelegenheit haben, zu zeigen, ob er wirklich die Sache auf die Spitze treiben oder ein Compromiß versuchen will. —

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: **J. W. Grunow**. — Verlag von **F. V. Herbig** in Leipzig.

Druck von **C. C. Elbert** in Leipzig.